

Ostdeutschland – Wörlitz – Torgau – Meißen – Dresden – Leipzig

Es sollte ein allgemeines Kennenlernen ostdeutscher Regionen werden, als wir wieder in Dessau übernachteten und von dort aus im Wörlitzer Park ausgiebig spazieren gingen und die exotischen, nach fremden Kulturen errichteten Architekturen kennenlernten. Wir setzten am Abend über die Elbe mit einer durch die Strömung angetriebenen Fähre nach Coswig. Dabei hatten wir ein lustiges Erlebnis. Gerade als die Fähre anlegen wollte, kam auf der Rampe herunter eine Katze gelaufen und sprang auf die Fähre, um auf die andere Seite mitzufahren. Nachdem wir eine Pension gefunden hatten, kamen wir auf der Suche nach einem Restaurant wieder am Anleger vorbei, als gerade die Fähre fest machte. Und siehe da, die Katze kam zurück gefahren und sprang wieder an Land.

Von dort fuhren wir bei trübem Wetter weiter über Bad Dübener Heide und durchquerten die Dübener Heide, ohne dass wir - wegen des trüben Wetters - Lust verspürten auszusteigen und so fuhren weiter nach Torgau. Wir waren interessiert, die Brücke zu sehen, die – größtenteils zerstört – dennoch 1945 als Staffage für die Begegnung der sowjetischen und amerikanischen Soldaten gedient hatte. Die Brücke war allerdings bis auf einen Brückenstumpf längst abgebaut und durch eine moderne Autobrücke ersetzt worden. Die Stadt selbst war im Stadium der Restaurierung. Man ahnte an dem, was schon wieder hergestellt und teils unter großen Tüchern verborgen war, die Qualität der Renaissance- und Barockbauten im Zentrum.

Die nächste Station war die kleine Stadt Oschatz, die wie so viele Städte Ostdeutschlands den Krieg ohne große Zerstörungen überstanden hatte. So fanden wir hier einen schönen Marktplatz mit repräsentativen Bürgerhäusern und mittendrin einen Renaissance-Brunnen. Die Stadt liegt am Wege nach Meißen, das einen starken Eindruck in der Erinnerung hinterlässt. Das Schloss liegt wie eine Burg hoch aufgerichtet auf einem Felsen über der Elbe, überragt von den gotischen Türmen des Doms. Um den Dom zu besuchen, umfährt man den mit Häusern bebauten Felsen zur Oberstadt und gelangt auf den Platz vor dem Portal. Das Innere ist gekennzeichnet durch ein bemerkenswert schmales hohes Langschiff mit gotischem Kreuzgratgewölbe. Von Meißen aus unternahmen wir einen Ausflug nach Schoss Moritzburg, dessen zylindrische Türme monumental über der Wasserfläche stehen und sich in ihr spiegeln.

Hauptziel war Dresden, das wir bereits zu DDR-Zeiten einmal besichtigt hatten. Damals war es eine staatlich gelenkte Reise, bei der wir in einem Fünfsternehotel ‚Belvedere‘ auf der rechten Elbeseite einquartiert waren. Programmpunkte waren damals auch ein Besuch von ‚Tannhäuser‘ in der Semperoper und ein Konzert in der Kreuzkirche. Nach dem Konzert des Kreuzchores wollten wir in einem Cafe etwas zu uns nehmen. Dort konnten wir uns aber nicht einfach einen Tisch aussuchen und Platz nehmen, nein, wir mussten am Eingang warten, bis uns ein Platz angewiesen wurde.

Durch die Vermittlung des Saulheimers Willi Zorn kamen wir in Kontakt zur Gärtnerei Reinbold in Freital, die sich mit der Züchtung von Rosen für die Parteibonzen über Wasser hielt. Die Familie Reinbold lud uns in den Ratskeller ein und transportierte uns dann heimlich in Privat-PKWs zu sich nach Freital. Wir hatten damals die Vereinbarung getroffen, den Gegenwert des Essens im Ratskeller auf ein Konto in Saulheim zu überweisen, für die Zeit, in der Reinbolds als Rentner nach Westdeutschland würden reisen dürfen. Neben dieser privaten Begegnung hatten wir Gelegenheit, die Stadt zu besichtigen. Jetzt bei deren Wiedersehen lag die Frauenkirche noch immer in Trümmern, aber der Zwinger und die Hofkirche waren schon anzuschauen, das Residenzschloss, die Brühlschen Terrassen und natürlich die Gemäldegalerie Alte Meister mit der Sixtinischen Madonna, Vermeer und anderen Kostbarkeiten. Das berühmte Grüne Gewölbe mit unendlich viel Schmuck und Geschmeide hat bei uns kein wesentliches Interesse hervorgerufen.

Nachdem Barbara über ihre Mutter eine besondere Beziehung zum Bauhaus hatte, stellte sich heraus, dass ihre Ursprünge auch nach Leipzig führten. Sie erfuhr, dass ihr Urgroßvater zur Strassen als Bildhauer Gründungsdirektor des Vorgängers des Grassimuseums, nämlich des Kunstgewerbemuseums gewesen war. Schon aus ‚familiären‘ Gründen haben wir dann bei verschiedenen Fahrten nach Leipzig das Grassimuseum mit seinen unterschiedlichen Abteilungen ‚Angewandte Kunst, Völkerkunde, Musikinstrumente‘ häufig besucht. Denn die Sammlungen sind umfangreich. Den Namen hat das Museum von einem reichen Kaufmann italienischer Abkunft, der nicht nur namhafte Summen dem Museum stiftete, sondern unter anderen Baumaßnahmen auch das Mendelssohn-Haus errichten ließ.

Zentrum der Besuche in Leipzig waren häufig die Kantaten-Nachmittage in der Thomaner-Kirche, zu denen vor den Eingängen immer schon ganze Mensentrauben auf Einlass warteten. Den Weg hierher musste man sich im Winter durch den Duft des langgestreckten Weihnachtsmarkts bahnen. Nicht weit entfernt war auch die Nikolaikirche, an der die berühmten Montagsdemonstrationen begonnen hatten. Und auch nicht weit war der Weg zum Museum der Bildenden Künste, in dem die Hauptmeister der ‚Leipziger Schule‘ zu sehen sind. Ein Grund für die Besuche von Leipzig war anfangs meine Brunnenkulptur ‚Mensch im Zwiespalt‘ vor dem Amtsgericht, die aber dort heute nicht mehr steht. Die Stadt war hier in dem Gebäude zur Miete gewesen, und als für den Bauträger die Rendite geringer wurde, kündigte er und verkaufte das Objekt, aber nahm die von ihm gesponserte Skulptur mit nach Göttingen.

Elbsandsteingebirge – Saale – Göltzschtal - Markneukirchen

1996 setzten wir unsere Fahrten nach Osten fort mit dem Ziel Elbsandsteingebirge. Wir begannen wieder unsere Fahrt in Dresden und kamen über Pirna vorbei an seinem hochgelegenen festungsartigen Schloss bis nach Bad Schandau. Hier fanden wir das Hotel ‚Erbgericht‘ auf der linken Elbeseite und mieteten uns für ein paar Tage ein. Es war Ausgangsort für verschiedene Wanderungen. Die eine führte links der Elbe über Pfaffendorf auf den Pfaffenstein, ein Felsmassiv, das sich jäh aus der Ebene erhebt mit phantastischen Felsbildungen. ‚Pfaffenstein‘ als Singular hat vermutlich seinen Namen von einer phallusartigen allein stehenden Säule. Von Bad Schandau aus besuchten wir auch die Ehrfurcht gebietende Festung Königstein und machten eine Schifffahrt nach Pirna, wo – wenn ich nicht Irre – Canaletto (Bernardo Belotto) von Dresden aus auch hier Stadtansichten gemalt hat. Die größte Wanderung unternahmen wir gegen Ende unseres Aufenthaltes. Wir gingen morgens los, überquerten die Elbbrücke und stiegen den Weg hinan immer in Begleitung von Sandsteinfelsen. Auf einmal stöhnte Barbara auf und fing an zu humpeln und klagte über Schmerzen im Knie. Wir hielten sofort an und setzten uns hin. Ich machte den Vorschlag umzudrehen. Aber Barbara wollte weiter wandern, und offenbar ließ der Schmerz beim Gehen nach. Unser Weg führte – ohne dass wir es merkten – auf tschechisches Gebiet. Unterwegs kehrten wir in einem sonnigen Biergarten ein, wo wir Böhmisches Knödel aßen. Der Weg führte uns unter einem gewaltigen Felsbogen hindurch und gelangte an das Ufer eines Baches, dem wir folgten und der sich als Grenzfluss herausstellte.. Es war die ‚Kamnitz‘, die sich zu einer Fläche hin verbreiterte, über die uns ein Fährmann übersetzte. Der Wanderweg ging auf der deutschen Seite weiter, und an der Elbe gelangten wir wieder zurück nach Bad Schandau.

Als wir wieder zu Hause in Saulheim waren, führte Barbaras erster Weg zum Orthopäden, der feststellte, dass ein Knorpelstückchen sich gelöst hatte und ins Kniegelenk geraten war. Es konnte durch Arthroskopie entfernt werden. Die Operation zeigte uns nachträglich, wie stark Barbara im Ertragen des Schmerzes gewesen war.

Eine der letzten Fahrten in den Osten planten wir 2010. Eigentlich wollten wir die Parkanlagen des Fürsten Pückler in Muskau kennenlernen. Da wir aber – wie gewöhnlich – um Barbaras Geburtstag Anfang April herum unsere Fahrten

unternahmen, hielt uns nun die Überlegung zurück, dass die Bäume um diese Zeit noch kahl sind. Dennoch starteten wir ohne klares Ziel auf eine Reise ins Blaue. Wir wollten uns für alles viel Zeit lassen und begannen unsere Fahrt mit der Rheinfähre bei Nierstein Richtung Darmstadt. Der erste Halt war Aschaffenburg, dort vor allem das riesige Schloss, das wir immer von der Autobahn aus gesehen hatten. In dessen Restaurant konnten wir sehr gut essen. Danach kamen wir aus dem Staunen nicht heraus, wie viele Holländer des Barock – wenn auch nicht erster Qualität – hier in der Schlosssammlung anzusehen waren. Außerdem entdeckten wir unversehens oberhalb des Mains im Gelände des Schlosses die Nachbildung eines Pompejanischen Hauses mit Innenausstattung und Atrium, was wir sehr spannend fanden.

Wir übernachteten im Hotel Ölmühle im Mömbris am Rande des Spessarts und fuhren am nächsten Tag durch den ausgedehnten Wald nach Gemünden am Main. Nach einem Rundgang durch die Altstadt und einem Imbiss machten wir eine kleine Wanderung hinauf zur Burg, bestiegen den runden Turm und blickten in die Landschaft. Eine weitere Überraschung erlebten wir in Hildburghausen. Wir hatten diesen Namen nie gehört und merkten erst, als wir hier südlich des Thüringer Waldes ein Schild ‚Sparkasse Thüringen‘ sahen und merkten, dass wir auf ehemaligem DDR-Gebiet waren. Wir parkten vor der Wehrmauer, die die Stadt umgab und gingen durch die Joh.-Seb.-Bach-Straße auf der Suche nach einer Unterkunft. Die fanden wir schließlich in einem Haus, in dessen Dachgeschoss mehrere Zimmer für Gäste ausgebaut waren.

Die Stadt mit ihrem langen Marktplatz und frisch renovierten Rathaus machte einen aufgeräumten Eindruck, erschien aber menschenleer. Um etwas zu trinken gingen wir in eine Bierbar, weil wir nichts anderes fanden. Als wir am Abend ein Restaurant aufsuchten, es kann italienisch oder griechisch gewesen sein, kamen wir an einer Gruppe verdächtig wirkender junger Kerle vorbei, die auf Steinblöcken saßen. Barbaras Instinkt sagte uns, dass es Rechtsradikale sein mussten, denen sie nicht im Dunkeln begegnen wollen würde. Der farbige Wirt, darauf angesprochen, sagte, er ginge deshalb nie zu Fuß, sondern führe mit dem Auto direkt vor sein Restaurant. Am nächsten Morgen gingen wir in einen evangelischen Gottesdienst in einer denkmalswürdigen Kirche zwischen Barock und Klassizismus.

Die sich anschließende Fahrt führte durch den östlichen Thüringer Wald, der von Schiefervorkommen geprägt ist. Wir fuhren noch bei Resten von Schnee über einen Pass, an dessen Nordseite es abenteuerlich steil ins Tal hinab ging. Unsere Absicht war, einen Ort zwischen den oberen und unteren Saaleseen zu finden. Wir blieben in Ziegenrück hängen, einen Ort, dessen Name wohl von dem heftigen Bogen der Saale herrührt, an dem er liegt. Das Hotel betrieb eine Familie, die es mit eigener Tatkraft aufgebaut hatte und jetzt ein gutes Restaurant führt. Hier blieben wir ein paar Tage, um die Gegend zu erkunden. Unter verschiedenen Wanderungen unternahmen wir eine, die mir erwähnenswert erscheint. Sie führte an der gegenüberliegenden Bergflanke hinauf und ging in Bögen auf und nieder, bis wir an ein kleines Bachtal kamen, das sich von rechts kommend zur Saale hin erweiterte. Zum Glück gab es eine Fähre, die uns ans andere Ufer brachte, von wo wir durch den Wald zurück gingen. Das Zentrum der Gegend ist Saalfeld. Hier sind wir lange umher gegangen, fanden dabei einen reichhaltigen Teeladen und haben – soweit sie offen waren – Kirchen besichtigt. In der Nähe der Stadt gibt es ein Heidegebiet, das wir zu einer nennenswerten Rundwanderung nutzten.

Am nächsten Tag setzten wir die Reise nach Osten fort, um endlich Barbaras lange gehegten Wunsch zu erfüllen, die Göltzschtalbrücke zu besichtigen. Sie überspannt in der Nähe von Greiz den an sich kleinen Fluss Göltzsch mit einem monumentalen Bauwerk von 78 Bögen. Sie gilt als die weltgrößte Ziegelsteinbrücke und kann sich durchaus mit dem Pont du Gard messen lassen. Wir haben sie von unten in ihrer Monumentalität auf uns wirken lassen und sind auf den Hügel hinter ihr gestiegen, um auch von oben einen Eindruck zu haben.

Ziel war anschließend die Musikinstrumentenstadt Markneukirchen im sächsischen Teil des Vogtlandes. Die Stadt liegt nahe der böhmischen Grenze, in der sich Glaubensflüchtlinge aus dem katholischen Habsburgerreich angesiedelt und den Instrumentenbau mitgebracht hatten. Für mich hatte der Besuch des Musikinstrumentenmuseums einen sehr persönlichen Grund. Ich besitze ein versilbertes B-Waldhorn, das mir Anfang der sechziger Jahre der Solo-Hornist des Stuttgarter Staatsorchesters Stösser verkauft hatte. Es trägt die Aufschrift ‚Bernhard Knopf Markneukirchen‘. Es ist offenbar schon sehr alt, und ich wollte seinen Ursprung kennenlernen. Aber bei noch so aufmerksamer Durchsicht des Museums war kein Instrument der Fa. Knopf zu finden. Auch bei dem Personal

war niemand, der jemals etwas von der Firma Knopf gehört hatte. Wahrscheinlich war es ein Vorkriegserzeugnis, über das die politische Entwicklung hinweg gegangen war.

Da wir in der Gegend bleiben wollten, ging es nun darum, eine Unterkunft zu finden, und wir kamen zuerst zum Hotel Alpenblick. Als wir die Eingangstür öffneten, sind wir beinahe rückwärts wieder rausgefallen. Der Raum war überladen mit kitschiger Dekoration – um es auf bayrische Art ‚gemütlich‘ zu machen. Dazu passten das Publikum und das Hotelpersonal. Also fuhren wir schnell weiter nach Erlbach und fanden da, etwas außerhalb gelegen, eine Herberge, die uns eher zusagte, von wo aus wir Wanderungen unternahmen. Bei der ersten fiel uns ein Hang auf, an dem noch Kunst-Schnee aus der daneben stehenden Schneekanone lag, darüber der Sessellift.

Von hier aus haben wir Bad Elster besucht, gelegen in einem Gebietskeil, der in tschechisches Gebiet hinein reicht. Auf der Straße dorthin begegneten uns allenthalben kleine Stände mit Wurstbratereien, deren Duft für mich verlockend war, aber Barbara wollte dafür nicht anhalten. Bad Elster bleibt uns als sehr gepflegte Kurstadt, umringt von bewaldeten Hängen, in Erinnerung.

Im selben Jahr fuhren wir noch nach Berlin zu einer Eröffnung der KSB-Ausstellung. Auf der Rückfahrt konnten wir in Dresden die wieder errichtete Frauenkirche besichtigen und stiegen hinauf bis in die Turmkrone. Innen bot sie ein großartiges Raumerlebnis. Auf dem Heimweg machten wir Station in Freiberg, um uns im dortigen Naturkundemuseum die umfangreichen mineralischen Sammlungen anzuschauen. Auf der Weiterfahrt benutzten wir die Autobahn 72, von der aus wir weit entfernt unten im Tal die Göltzschtalbrücke entdeckten, die wir ja in diesem Jahr kennengelernt hatten.

Borna – Spreewald – Chorin – Seenplatte – Reinsberg

Schon bald nach 1990 hatte Rolf Ley durch seinen Weggang aus dem Saulheimer Bläserkreis Kontakte zu Musikern unter Leitung des Organisten Bernhard Müller in Borna geknüpft, die zu einem gegenseitigen Austausch führten. Zu einem letzten gemeinsamen Musizieren in Borna fuhr auch Barbara mit, weil wir von dort aus eine weitere Erkundungsreise gemeinsam unternehmen wollten. Von Borna aus starteten wir mehrere Ausflüge, unter anderen auch ins Muldetal zum Kloster Wechselburg und zu der Schlosskirche mit ihrer romanischen Grundstruktur, im Langschiff mit gotischem Netzgewölbe. Hier haben wir auch – ganz in Barbaras Interesse – die Keramischen Werkstätten besucht.

Unser eigentliches Reiseziel lag weiter im Osten. Wir wollten den Spreewald kennenlernen, bezogen ein Hotel in Lübbenau und machten eine ausgedehnte Kahnrundfahrt. Die Frauen an den vielen Gurkenständen, an denen der Kahn jedes Mal anhielt, trugen sorbische Tracht. Ob wir dort Gurken kauften, weiß ich nicht mehr – vielleicht um eine direkt zu essen. Ein untrügliches Zeichen dass wir uns hier in sorbischem Gebiet befanden, war – wie in der gesamten Lausitz – die Zweisprachigkeit der Ortsschilder.

Wir umfuhren Berlin im Osten und gelangten zu dem Schiffshebewerk in Niederfinow am Ende des Oder-Havel-Kanals. Es ist ein gewaltiges Bauwerk, das einen Höhenunterschied des Gewässers von 36 Metern überbrückt und auch für große Schiffe geeignet ist. Es ist spannend zu sehen, wie das Wasser eingeleitet wird und das Schiff wie von Geisterhand nach oben schwebt.

Nach diesem technischen Wunderwerk war es nicht weit bis zu den Seelower Höhen Kloster, deren einen Aussichtshügel wir bestiegen haben. Besonders beeindruckend war anschließend Kloster Chorin. Es ist der erste große Bau der Backsteingotik in Brandenburg und ist, nachdem es nach der Reformation verfiel, in der Romantik vor allem durch Karl Friedrich Schinkel wieder gerettet worden. Reich gegliedert und vertikal profiliert ist der Westgiebel. Der geräumige Innenhof ist flankiert vom Kreuzgang und dem nach außen geöffneten Seitenschiff des Langhauses, in dem alljährlich der Choriner Musiksommer stattfindet. Im angeschlossenen Restaurant gab es ein einfaches aber schmackhaftes Mittagessen, nämlich Pellkartoffeln und Quark mit einem gehörigen Schuss Leinöl. Das weckte in mir Erinnerungen an die Zeit nach

Kriegsende, als Pellkartoffeln mit Rapsöl für uns überaus wertvoll waren. Das Essen hier hat mich so begeistert, dass wir, als wir später nach Berlin kamen, im KaDeWe Leinöl kauften. Das nächste Ziel sollten die Ivenacker Eichen sein. Barbara hatte sie schon einmal durch eine Reisegesellschaft, an der ich nicht teilnehmen konnte, kennengelernt. Barbara erzählte ganz begeistert von dem Eichenhain, in dem tausendjährige Exemplare stünden. Um dorthin zu kommen, führte unser Weg durch die Schorfheide nach Ivenack in der Nähe von Stavenhagen. Und in der Tat, ich war ganz erschlagen von dem Anblick solch monumentaler Stämme, auch wenn die Baumkronen schon ziemlich zerrupft wirkten. Wir gingen hin und her, um den Eindruck lange auf uns wirken zu lassen, mussten dann aber weiterfahren, um noch ein Nachtquartier zu bekommen.

Ich weiß nicht mehr, ob wir am Kummerower See landeten. Es war ein einfaches Holzhaus mit einem Steg, von dem ich abends ins Wasser stieg. Ich war jedoch davon nicht begeistert, weil es eher trüb war, und hielt mich nicht lange darin auf. Unendlich viele Seen haben wir gesehen, die ich gar nicht alle aufzählen könnte. Von Waren aus konnte man die Weite der Müritz erahnen, dagegen mit der Altstadt von Malchow die Nähe der sie säumenden Ufer. Um von den Gewässern quasi von Innen einen Eindruck zu erhalten, machten wir von Plauen aus eine Drei-Seen- Fahrt zwischen engen Kanälen hindurch.

Wir hatten vor, in der Nähe einen Bekannten aufzusuchen. Hubert Gehlen war ein Gartenbaumeister, den ich 1978 in Bremen bei der Montage der Gruppe ‚Paraphrase über ein Sprichwort‘ kennengelernt hatte und der in Saulheim wegen des Weins häufig bei unsern Nachbarn Messinger zu Gast war. Hubert hatte in Mecklenburg ein Stück Land gekauft, wo wir allerdings nur einen verschlossenen Drahtzaun vorfanden, als wir ihn besuchen wollten.

Schlösser standen nun noch auf dem Programm. Ein Stück südlich von Schwerin liegt in weitläufigen Gartenanlagen das Schloss Ludwigslust, das die Schweriner Herzöge sich als Prachtschloss errichten ließen. Sie eiferten damit Ludwig dem Vierzehnten nach. Nur hatten sie nicht dessen finanzielle Mittel. Dafür nutzten sie für den barocken Zierrat im Wesentlichen Pappmaché, das eine Firma meisterhaft herzustellen wusste. Auch wirkt das Schloss in seiner Breitendimension übertrieben mächtig und großspurig.

Von ganz anderer Qualität ist Schloss Reinsberg, am Grienericksee wie auf einer Insel gelegen. Es scheint, von der anderen Uferseite gesehen, über dem Wasser zu schweben. Der Vater Friedrich Wilhelm I. hatte es dem Kronprinzen, dem späteren Friedrich II. geschenkt. Er konnte das Schloss nach seinen Wünschen gestalten und wurde darin von seinem Architekten v. Knobelsdorff unterstützt. Hier lebte er in künstlerischer Atmosphäre und konnte seinen musikalischen Bestrebungen folgen. Die vier Jahre in dem Schloss empfand er als seine schönsten.

Nicht weit davon, schon im Dunstkreis von Berlin, kamen wir durch Neuruppin, die Stadt, die sich gleich mit zwei berühmten Namen des 19. Jahrhunderts schmücken darf. Theodor Fontane und Karl Friedrich Schinkel sind hier geboren, und schon darum ging es uns um ein Kennenlernen der Stadt. Sie ist sehr schön gelegen unmittelbar am langgestreckten Ruppiner See mit einem Blick ans nahe jenseitige Ufer. Das Wasser bewirkt in der Stadt eine Atmosphäre von Weltoffenheit. Von Barbara erfuhr ich auch, dass dies die Stadt der Bilderbogen war, die man als Ahnen der heutigen Comics betrachten könnte. Jedenfalls war die Stadt dafür sehr berühmt. Unsere Fahrt endete wie so oft in Berlin. Außer unserm Leinölkauf im KDW besuchten wir wie so oft wieder ein Konzert in der immer wieder begeisternden Philharmonie. Das Gebäude von Scharoun als Architektur ist ein plastisches Ereignis und wirkt als große Skulptur wie ein Gegenentwurf zum Bauhaus. Besonders der große Konzertsaal mit seinen gestaffelten Emporen ist ein großartiges Raumerlebnis.

Frankreich – Jumelage

Irgendwann in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts kamen Jumelage-Partner aus Beire-le-Châtel nach Saulheim, und Barbara war entweder aus Interesse oder zum Übersetzen zu dem Treffen gegangen. Unter den Franzosen war eine ältere Frau namens Madame Bouchard, die in Saulheim keine Partnerfamilie hatte. Deshalb hat Willi Zorn, der das Ganze organisierte, sie uns einfach zugeteilt. Und Barbara war so überrascht, dass sie sich dessen nicht erwehren konnte. Nun kannten wir die Frau nicht und konnten nur hoffen, dass sie auch ein bisschen kulturelles Interesse hätte. Sie betreute in Beire die kleine Poststelle der Ortsgemeinde, war praktisch und sehr direkt. Als sie das erste Mal unseren Hof betrat und die großen Terrakotten sah, meinte sie „Ja. So was muss es halt auch geben“.

Die Partnerschaft Saulheim-Beire bedeutete, dass man sich jährlich alternierend besuchte. Das Zeremoniell war hier wie dort immer das Gleiche. Bei der Ankunft des Busses am Freitag erfolgte die herzliche Begrüßung mit Sekt und einem Vertreter der Gemeinde. Dann gingen die Gäste mit in ihr Quartier. An einem der folgenden Tage wurde ein gemeinsamer Ausflug mit Besichtigungen gemacht. Den anderen freien Tag konnte die Gastfamilie frei gestalten. Am Sonntagabend war Tanz mit Dorfmusik und ein Buffet und am Montag die Heimfahrt.

Nun wollte aber das Schicksal, dass ich in der Regel nicht mit nach Beire fahren konnte, weil ich, wenn montags die anderen nach Hause fuhren, in Mainz in der FH meine Vorlesungen und Übungen zu absolvieren hatte, was mir im Stillen gerade recht war. Es ärgerte Madame Bouchard, dass sie mich in ihrem kleinen schlichten Haus nicht beherbergen konnte, sie drängte darauf, wir sollten doch einmal unabhängig vom offiziellen Termin zu ihr kommen. Also richteten wir es ein, dass wir auf einer der Fahrten nach Italien den Weg über Frankreich nahmen, um ihr den Wunsch zu erfüllen.

Die Nächte verbrachten wir in einem großen französischen Bett mit einer Art Netz als Matratzen-Unterspannung, die aber so ausgeleiert war, dass wir beide zur Mitte hin in ein Loch kugelten. Typisch für Madame war es, Licht zu sparen. Sebastian hatte, um sich nicht zu sehr zu langweilen, eine Reihe Comic- Hefte dabei, die er abends las. Aber sie machte um acht rigoros das Licht aus, er könne ja jetzt schlafen. Auch sie zog sich selbst früh zurück.

Als wir den Aufenthalt bei ihr beendet hatten, setzten wir unsere Fahrt nach Italien fort und passierten die Grenze bei Ventimiglia. Als wir nach dem Grenzaufenthalt wieder starten wollten, versagte die Zündung und wir mussten den Wagen über die Grenzlinie schieben. Wir fanden an der Strecke einen Campingplatz, an dem gleich ein Schild die Touristen begrüßte ‚Würstel con Krauti‘. Da wir mit etwas Gefälle parkten, konnten wir am nächsten Morgen unsere Fahrt fortsetzen und erreichten in Savona eine VW-Werkstatt, die den Wagen wieder flott machte.

Nach ein paar Jahren war der Madame Bouchard die Jumelage zu anstrengend und sie schied aus. Das ermöglichte uns, mit anderen Partnern in Kontakt zu kommen. Es war ein jüngeres Paar, Regine und Robert Lavoignat, sie Sozialarbeiterin und er TGW-Pilot und Höhlenforscher – wenn auch nicht kunstsinnig, aber überaus liebenswert. Ihr selbst erbautes Haus lag nahe der Autobahnausfahrt Dijon- Nord, wo wir die Fahrt nach Süden gern unterbrachen. Aus den genannten Gründen sind Barbara und Sebastian auch zu den beiden allein gefahren, uobert mitzufliegen.

Robert war handwerklich zu Vielem in der Lage So hat er sich im Lauf der Jahre in Savoyen oberhalb von Beaufort ein zunächst primitives Châlet hergerichtet, in welchem Bauern Jahrzehnte lang gehaust hatten. Als Gast musste man sein Auto unten an der Straße stehen lassen, dann kam er mit seinem Allrad-Jeep, und das letzte Stück wurde das Gepäck mit der Schubkarre transportiert. Für Licht und warmes Wasser hatte er einen mit Diesel betriebenen Generator. Wir schliefen anfangs in einem Zelt auf dem Dachspeicher unter den Dachpfannen. Was noch fehlte war eine Toilette. Das Châlet lag an einem steilen Waldstück. Dorthin musste man im Notfall nachts hinauf, bewaffnet mit Lampe und Spaten, mit dem man sein Produkt im kleinen Graben zuschaufeln konnte.

Nach Jahren hatte das Haus ein Gästezimmer und gekachelte sanitäre Einrichtungen, die das Leben da oben sehr erleichterten. Da war eine urige Küche mit einem eingewachsenen Felsen. Auf dem Herd haben wir oftmals die oben gesammelten Pilze gebraten. Einmal sind wir mit dem Jeep einen Waldweg weiter hinauf gefahren zu einer ihnen bekannten Stelle, wo es Steinpilze gab. Eine andere Fahrt, an die ich nur noch eine vage Erinnerung habe, war eine Stadt in der weiteren Umgebung – sei es Albertville oder Champagny en Vanoise gewesen – von der aus wir mit einer Zahnrad- oder Standseilbahn auf eine

beträchtliche Höhe gebracht wurden. Als wir ausstiegen, sahen wir uns einem gewaltigen Gletscher gegenüber, den man begehen konnte. Es war erstaunlich, wie stumpf und überhaupt nicht glatt die Oberfläche war. Nach ein- oder zweihundert Metern sind wir vorsichtshalber umgekehrt, um nicht in einer der vielen kleinen Spalten stecken zu bleiben. Den Abstieg haben wir zu Fuß unternommen, was die Knie stark beanspruchte, so dass es besser gewesen wäre, den Aufstieg zu Fuß zu unternehmen und zurück zu fahren.

Vom Châlet aus haben wir ausgedehnte Wanderungen im Bereich großer Stauseen unternommen, an denen wir unser Picknick ausbreiteten. Einkaufen konnte man in Beaufort, besonders den weithin bekannten Käse, der hier produziert wurde. Während Barbara in den ersten Jahren bei den Wanderungen gut mithalten konnte, hatte sie später in den Höhen Probleme mit dem Atmen, so dass wir unsere Aufenthalte im Châlet einschränkten.

Vercors

Es war eine Landschaftsschilderung im Fernsehen, in dem ein Felsplateau mit einem daneben stehenden Felsturm gezeigt wurde, dem Mont Aiguille, den Barbara mit ‚Nadelberg‘ übersetzte. Er machte einen solchen Eindruck auf uns, dass wir beschlossen, einmal hin zu fahren. Das Vercors ist ein lang gestrecktes Hochplateau südlich von Grenoble westlich den Alpen vorgelagert. Also nahmen wir bei der nächsten Fahrt nach Italien die Route durch die Schweiz und bezogen ein Hotel am Fuße des Vercors, möglicherweise in St. Agnan en Vercors. Von hier aus konnte man die steile Steigung bis auf 1300 Meter hinauf fahren und den Wagen auf einem Parkplatz abstellen.

Wir hatten das Ziel, den Grand Weymont, den höchsten Gipfel am östlichen Abbruch zu besteigen und marschierten los, zunächst noch in einem Waldgebiet. Nach einiger Zeit musste Barbara sich in die Büsche schlagen und kam mit der Neuigkeit wieder „Da sind ganz herrliche Steinpilze“. Zwar wussten wir, dass es hier im Schutzgebiet verboten war, irgendetwas zu pflücken. Aber wir merkten uns die Stelle für den Rückweg. Der Weg stieg über mehrere Kilometer von ca. 1300 bis auf 1950 Meter am Pas de la Ville an, wo der Weg ins östliche Tal hinabgegangen wäre, und seitlich stieg der Pfad zum Gipfel hin weiter an. Ab hier hatte Barbara keine Lust mehr, in der Hitze weiter zu gehen. Sie wollte warten, bis ich hinauf und herabgestiegen sein würde. Allerdings wollte sie dafür ein Zeitlimit.

Den Mont Aiguille konnte man von hier nicht sehen, weil der Grand Weymont sozusagen im Wege stand. Ich wollte aber unbedingt einen Blick auf die ‚Nadel‘ werfen und machte mich an die Steigung. Ich hatte noch 400 Höhenmeter vor mir. Unterwegs wehten Wolkenschwaden herüber, die Befürchtungen in mir weckten. Aber ich stieg unerschütterlich weiter, immer schneller, um in der Zeit zu bleiben. Als ich endlich oben war, hatte ich schon mehr als die Hälfte der Zeit überschritten, und dichter Nebel umgab mich. Ich hoffte, die Wolke würde vorüberziehen, aber auch zehn Minuten Warten nützten nichts. Um Barbara nicht vollends zu verärgern, musste ich erfolglos den Rückweg antreten. Ein paar Minuten abwärts klarte es für einen Moment auf – allerdings nun vergeblich, um noch einen Blick auf die Nadel zu werfen. Sie war schon hinter Felsvorsprüngen verschwunden.

Ich beschleunigte meine Schritte wie nur irgend möglich. Barbara hatte unterdessen Unterhaltung durch eine Wandergruppe erhalten, die sich dort zum Picknick niedergelassen hatte. Der Rückweg mit ständig leichtem Gefälle ging gleichmäßig voran, bis wir wieder in das Waldgebiet eintauchten. Und hier standen wir vor der Entscheidung: Vorübergehen oder sich auf eine Straftat einlassen. Der Rucksack war nach der Wegzehrung wieder leer und entschied die Zweifel. Es waren wirklich ausgesprochen schöne und gesunde Exemplare. Eine Schrecksekunde gab es aber doch, als in wahrnehmbarer Entfernung eine Streife Forestiers unseren Weg kreuzte. Erst viel später erfuhren wir, was unser Frevel gekostet haben würde.

Wieder am Hotel angekommen, war die Frage, was machen wir nun mit den Pilzen? Sie müssen ausgelegt, um trocken aufbewahrt zu werden. Aber das geht nicht im Hotel. Wir hatten in dem Städtchen Dié in einem Schuhladen Sandalen für mich gekauft. So konnten wir die zerschnittenen Stücke in den Karton mit Deckel und daneben auf die Abdeckplatte des Kofferraums legen. Das schien gut zu gehen, auch als wir am nächsten Tag das Vercors im Süden umfuhren, um nahe am Mont Aiguille gegenüber auf das Plateau zu steigen. Als wir befriedigt abends wieder am Wagen ankamen, hatte er den ganzen Tag in der prallen Sonne gestanden und war im Innern brütend heiß.

Man kann sich vorstellen, wie die kostbaren Pilze aussahen. Sie waren zu Schwämmen mutiert. Einen Teil musste man wegwerfen, den anderen konnte man zerschnitten ausgebreitet lagern. Wir mussten sie auch unterwegs auf dem Kofferraumdeckel liegen lassen in der Hoffnung, dass sie in der Luft ein wenig trocknen. An die Strecke durch die Südalpen habe ich keine Erinnerung. Das ist das Schicksal der Autofahrer, mehr auf die Straße als auf die Gegend zu schauen. Jedenfalls sind wir an Nizza vorbei und über den Grenzübergang bei Ventimiglia gefahren.

Die Geschichte muss nun noch einen Abschluss haben. Nach der Grenze sind wir auf der Autobahn an der Riviera noch bis Chiaveri gefahren und haben dort in der Stadt ein Hotel gesucht. Es gab aber keines, außer den vielen Touristenunterkünften für den Badebetrieb. In diesen Blöcken war es nicht schwierig, jetzt in der Nachsaison etwas zu bekommen. Ich fand auch eine Parklücke und war froh, angekommen zu sein. Aber als ich den Kofferraum öffnete, schnellte der Deckel empor, und sämtliche Pilzreste hüpfen hoch und

fielen in das Laub, das sich schon ausgebreitet hatte. Nun galt es zu retten, was noch möglich war. Die kostbaren Überbleibsel kamen wieder in den Schuhkarton und blieben darin bis zu unserer Insel. Das Erste, das wir dort machten, war ein immer noch köstliches Nudelgericht mit Steinpilzen.

Provence

Sehr oft tauchte auf dem Weg zurück von unserem Exkursionsort St. Jean auf der Strecke von Nimes nach Osten in der Ferne der Mont Ventoux mit seinem schneeweißem Gipfel auf. Anlass, ihn einmal näher kennenzulernen. Deshalb starteten wir bei ihm unseren Weg in die Provence. Da der weiße Gipfel auch im Sommer unverändert war, konnten wir von Nahem sehen, dass es sich um Geröllhalden aus blendend weißem Gestein handelte. Außer einem Erinnerungsmal für einen aus Anstrengung bei der Tour de France zu Tode gekommenen englischen Rennfahrer gab es nichts Wesentliches, außer der außerordentlichen Fernsicht über die Vaucluse.

Dass natürlich auch Kelten und Römer schon hier gesiedelt hatten lässt sich sehr gut nördlich des Berges in Vaison la Romaine ablesen, wo ganze Stadtanlagen ausgegraben worden sind und durchwandert werden können. Unsere Fahrt setzten wir jedoch nach Süden fort, umfuhren den Mont Ventoux und durchfuhren die Ebene der Vaucluse, um zum Höhenzug des Luberon zu gelangen. In der Nähe der kleinen Stadt Apt fanden wir ein ‚Chambre et Table d’Hôtes‘, wo wir uns für ein paar Tage einmieteten. Dort fand sich immer eine lustige Tischgesellschaft zusammen, bei der eine Gruppe Holländer das Wort führte. Auf ihre Forderung brachte der Wirt ständig eine Karaffe Rotwein nach der anderen, die immer schnell geleert war. Da auch der Wein im Preis enthalten war, stand die Wirtin gewöhnlich mit säuerlichem Gesicht in der Tür.

Da wir hier auch wandern wollten, marschieren wir eines Morgens in Begleitung von Wegzeichen los und kamen über den Gipfel des Mourre Negre. Unterwegs passierten wir ein Fort. Der Weg war wenig spektakulär. Was mich dann allerdings sehr erstaunte, war, dass ein normaler Wanderweg uns beim Abstieg am Westhang nötigte, alle Viere zu gebrauchen.

Von unserem Quartier war es nicht weit zu den berühmten Ockerbrüchen. Zuerst besuchten wir die Ortschaft Roussillon und waren von der farbigen Landschaft, die sich uns bot, geradezu erschlagen. Wenn Ocker der Sammelbegriff für Vielfarbigkeit ist, dann ging sie über verschiedene Rottöne und Ocker-Abmischungen bis zum Weiß. Für den Bildhauer besonders spannend ist der Weg der Giganten, eine ganze Reihe von Türmen verschiedener Dimension, die oben drauf ein härteres Gestein liegen haben und damit vor der Erosion

schützen. Was wir vorher nicht wussten, das Victor Vasarely in Roussillon eine Stiftung hat, die praktisch sein Lebenswerk zeigt. Auch wenn mir seine bis ins Kleinste durchkonstruierte, oftmals dekorative Kunst nicht liegt, muss ich doch seine reiche Erfindungskraft anerkennen.

In der Nähe von Rustrel liegen die anderen Ockerfelsen. Sie sind weitläufiger, und man hat den Eindruck, sie seien hier leichter abbaubar, flächig und blockhaft. Sie sind durchzogen von Wegen, die ständig zu neuen Bildern führen. Auch hier wachsen Türme aus der Felsmasse, jedoch weniger skulptural als in Roussillon. Aber auch hier wird das Auge durch den Farbeindruck Rot-Gelblich-Weiß befriedigt.

Ein Höhepunkt in der Gegend des Luberon, den wir zum Schluss besuchten, war die Fontaine-de Vaucluse. Bereits Boccaccio und Petrarca waren vom Zauber dieser Quelle in Bann gezogen, die als größte in Frankreich gilt. Und Petrarca, wie Barbara bereits wusste, lebte einige Jahre hier. Das Wasser strömt aus einer Höhle in einer über dreihundert Meter hohen Felswand. Der Quelltopf ist ein kleiner See mit einer Tiefe, durch Taucher ermittelt, von mehr als dreihundert Metern. Ich erinnere mich an schattenspendende Bäume um das Gewässer herum an einem heißen Mittag.

Von hier setzten wir die Fahrt fort in Richtung Aix en Provence, um auch den Mont Saint Victoire zu besteigen. Wir fanden am Nordhang ein Hotel in Vauvenarges, in dessen Schloss Picasso fünfzehn Jahre lang gewirkt hat. Von hier aus machten wir uns auf den Weg zum Mont St. Victoire, der moderat anstieg. Als wir seine Höhe erreichten, waren wir beeindruckt von der lang gestreckten Abbruchkannte, von der es steil nach unten ging, und der farbigen Fläche mit ihren Faltungen. Nicht verwunderlich war das Warnschild, das auf Fallwinde hinwies, um nicht zu nahe an den Rand zu treten. Daneben war eine Gedenktafel, nach der eine junge Engländerin von einer Windbö erfasst und in die Tiefe geschleudert worden war. Der Abschluss war ein Besuch von Aix, um den Berg aus Cezannes Perspektive zu erleben.

Es hätte in unserer Besichtigung der Provence gefehlt, wenn wir nicht auch durch die Camargue nach Saintes-Maries-de-la-mer gefahren wären. Schon in unseren ersten Aktstunden in der Bildhauerklasse hatte uns unser verschrobenes Modell Nitsche seine Begeisterung über das alljährliche Frühlingsfest der damals noch

Zigeuner genannten Sinti und Roma in Les Saintes-Maries mitgeteilt. Um das zu erleben war er mit seinem schütterem Fahrrad extra von Stuttgart dorthin gefahren. Wir haben in der Stadt übernachtet, und wollten die Nähe zum Meer zum Baden nutzen. Aber leider wurde dies kein Vergnügen, weil ganze Horden von Mücken nur darauf warteten, menschliches Fleisch zu überfallen.

Aber die Gelegenheit war günstig, auch das nicht zu weit entfernte Aigues Mortes zu besuchen, eine rechtwinkelig angelegte Stadt mit einer dicken Umfassungsmauer und kolossalen Rundtürmen an den Zugängen aus gotischer Zeit. Es macht von außen einen verschlossenen Eindruck, den die in strengem Orthogonalraster angelegten Straßen unterstützen. Lediglich, wenn man einen der Türme besteigt und auf der Mauer entlang geht, erlebt man plötzlich die Weite über dem rosa getönten Meer und einen Blick über die Stadt.

Wir hatten von den berühmten Taubenschlägen in Les-Baux de Provence gehört und wollten sehen, was es damit auf sich hat. Auf dem Wege dorthin fuhren wir durch Arles, um das Amphitheater anzuschauen. Les-Baux ist eine Stadt, die sich unten um einen Felsblock liegt. Die Felsen aber sind wild zerrissen und kaum zu unterscheiden von den Mauerresten der Burg, die miteinander und mit ihr verwachsen sind. In den Wänden sind – gut im Gedächtnis zu speichern – unzählige Löcher in strengem Raster angelegt worden, um den Tauben Nisthöhlen anzubieten. Das geschah aber nicht aus Tierliebe, sondern Taubenbraten sind Köstlichkeiten in der französischen Küche. Der Burgberg im Ganzen mit seinen wilden Steingebilden und im Kontrast dazu mit seinen netzartig angelegten Wänden ist eine Quelle vieler optischer Erlebnisse.

Quartier bezogen wir in der Nähe wieder bei einem ‚Chambre et Table d’Hotes‘, diesmal bei einer vornehmen Dame in einem Etablissement mit edlen Möbeln und erlesenem Abendessen. Wir hatten eine interessante Tischgesellschaft. Ein amerikanisches Ehepaar hatte sich hierher aufs Land verirrt. Sie wollten – typisch Amerikaner – Europa in einer Woche ‚machen‘. Dementsprechend waren sie vorgestern aus den Staaten und gestern aus Stockholm gekommen, waren heute in Paris und wollen morgen nach Rom. Das war so kurz und prägnant, dass ich es gut behalten konnte.

Den Heimweg markierten die Städte Avignon und Orange. Der Papstpalast ist ein beeindruckender, abweisender festungsartiger Block, der innen eher

Schlosscharakter hat. Er ist initiiert vom französischen König, um die Geistlichkeit unter seine Herrschaft zu bekommen und versinnbildlicht zugleich, wie sehr die Kirche weltliche Gewalt beansprucht. Die berühmte Brücke, die mitten in der Rhône endet und die – wie es das Volkslied besingt – zum Tanzen da ist, haben wir natürlich auch betreten.

Der Papstpalast ist ein gut erhaltenes gotisches Gebäude. Dem gegenüber ist das Theater in Orange ein genauso gut erhaltenes Gebäude aus römischer Zeit. Man kann an ihm sehr gut den Unterschied zu den Amphitheatern, den geschlossenen Arenen, sehen. Hier saßen die Zuschauer im Halbrund und schauten auf das Proszenium, ein Bauwerk mit Säulen und Durchgängen, zwischen denen die Schauspieler agieren konnten. Ebenfalls kulturell bedeutend ist ein römischer Triumphbogen, der offenbar als Stadttor diente.

Flusstäler – Ardèche – Verdon – Tarn

An die Ardèche habe ich nur flüchtige Erinnerungen. Liane Palesch von der Darmstädter Sezession hatte mit Ihrem Partner Erwin in Mirabel nahe der Ardèche ein ausgebautes Bauernhaus. Sie veranstaltete dort oft zusammen mit Künstlern aus Krakau Open-Air-Veranstaltungen. Daran haben Barbara und ich einmal teilgenommen, untergebracht in einer neu erbauten Hütte, die allerdings über einen Feldweg erreichbar war, mit dem Effekt, dass wir nach einem starken Regenguss Schlammchuhe hatten.

Der Ort liegt auf einer Anhöhe, selbst angelehnt an ein Hochplateau aus schwarzem Basalt, der zum hellgrünen Bewuchs obendrauf schön kontrastreich wirkte. Um direkt an der Ardèche zu sein, sind wir nach Balazuc gefahren, wo mich die Ortschaft im mittäglichen Gegenlicht zeichnerisch interessierte. Besonders die steilen, hohen Felswände gegenüber hatten Cezannes Format. Den Namen des Ortes konnte ich mir gut merken, weil die Polen sagten „Heut geh ich nach Balazick“. Balazuc rangiert unter den schönsten Dörfern Frankreichs.

Nachdem wir von der einzigartigen Schlucht der Gorges du Verdon gehört hatten, war dies Anlass, sie selbst zu besuchen. Wir kamen abends an den kleinen Weiler Rougon und erhielten dort noch einen Platz im Hotel. Am nächsten Morgen brauchten wir keinen langen Weg bis zu der Abbruchkante. Dort hatten wir einen atemberaubenden Blick in die Tiefe von ca. 900 Metern. Die Felsen fielen senkrecht ab, bis sie in der Ferne ins Wasser tauchten. Um von der gewaltigen Landschaft einen direkten Eindruck zu bekommen, sind wir auf einer ewig langen Treppe hinabgestiegen und, soweit es möglich war, sieben Kilometer am schäumenden Fluss gelaufen, bis man auf die andere Seite hätte schwimmen müssen. Dann sind wir die gleiche Strecke zurück gegangen.

Es war selten, dass wir zu dritt in Frankreich waren. Ich weiß jedoch, dass Sebastian mit uns zusammen in der Tarn-Schlucht war, und zwar an einem Abschnitt ohne Stromschnellen, aber mit steil aufragenden Felsen. Wir hatten Paddelboote gemietet, eines für uns und eines für Sebastian, der schneller damit klar kam und uns davon eilte. Es gab ohnehin nur die Strecken zwischen den Verleih-Stationen, wo wir uns wieder trafen.

Auf der oberhalb des Flusstals gelegenen Chaussee besuchten wir die Höhle ‚Aven Armand‘, deren bescheidener Eingang in der Hochebene kaum auffällt. Aber im Innern gibt es eine unbeschreibliche Fülle von Tropfsteinbildungen in Riesensälen. Der Weg führt durch enge und weite Räume und stets in neue Wunderwelten. Es heißt, dies sei die größte Tropfsteinhöhle in ganz Europa. Eine nette kleine Begebenheit zum Schluss. Eine Lehrerin erklärte ihrer Kinderschar den Unterschied zwischen Stalag**titen** und Stalag**miten**. Die Stalag**titen** ‚**t**ombent‘ und die Stalag**miten** ‚**m**ontent‘.

Marcigny – Auvergne

So wie wir in Beire-le-Châtel für Frankreichfahrten einen Stützpunkt hatten, so bekamen wir um 2000 in Südburgund durch Hartlib und Sonia Rex einen dazu. Hartlib hatte ich im Januar 1970 durch seine Galerie des Realismus in Hamburg kennengelernt. Dann schien er von der Bildfläche verschwunden, der Kontakt war unterbrochen. Aber als ich 1999 in Balingen am Kaiserstuhl eine Ausstellung hatte, tauchte er mit seiner Frau Sonia bei der Eröffnung auf. Er war inzwischen verheiratet und wohnte mit ihr in Zürich und kam, weil er – wie er sagte – meinen Weg verfolgt hatte nun Interessens halber zur Ausstellung. Er war dabei, in Frankreich ein Haus zu suchen, wo er sein literarisches Archiv und sein malerisches Werk unterbringen wollte. Die beiden fanden ein renoviertes älteres Haus in den Außenbezirken von Marcigny inmitten eines weiträumigen Gartens, der bald zum Skulpturengarten werden sollte. Nach und nach war auch ein kleines Gartenhaus zu einer Galerie eingerichtet, so dass die beiden Freunde Ausstellungen veranstalteten, bis Hartlib starb und Sonia allein weiter machte. Noch zu seinen Lebzeiten sind wir an einem Tag nach La Pacaudiere gefahren, um eine Ausstellungs-Eröffnung von Hartlibs Bildern mit zu feiern. Er hatte viele Bilder aus Irland mit gebracht.

Fahrten in die Montes de la Madeleine gehörten zum Standard, schon als Hartlib Rex noch lebte. Bei einem Weg über die Höhen – es ist kaum zu glauben – entdeckten wir in der Ferne mit bloßen Augen den schneebedeckten Gipfel des Monte Blanc. Eine solche Wetterlage haben wir allerdings nie wieder erlebt.

Marcigny selbst hat keine berühmten Sehenswürdigkeiten. Aber die Umgebung ist voll davon. Nördlich nicht weit entfernt liegt Anzy le Duc mit einer wunderbar erhaltenen romanischen Kirche mit einem schön gegliederten Turm und einem Portal mit Tympanon- Relief. Noch imposanter durch seine Rundtürme ist Semur en Brionnais. Von dort aus konnten wir kreuz und quer durch den Wald laufen, auch um Pilze zu finden. Es gab in der Umgebung von Marcigny zahlreiche kleine Waldgebiete zum Wandern. Wunderbar die Reliefs in Charlieu und auf dem halben Weg dorthin die wehrhafte Kirche von Iguerande mit ihren seitlichen Stützmauern und ihrem untersetzten quadratischen Turm. Ein Stück wahrhaft archaische Architektur aus dem 11. Jahrhundert.

Auvergne

2005 musste die übliche Fahrt in Barbaras Geburtszeit ausfallen. Bei einer Routine-Untersuchung hatte sich ein Karzinom in ihrer rechten Brust gezeigt, die deshalb amputiert werden musste. Das war eine psychische Belastung, unabhängig von der folgenden Chemotherapie, die schmerzhaft und bedrückend für sie war. Ausgerechnet in den Wintermonaten hatte ich mich auf Ausstellungsvorbereitungen eingelassen, die unser früherer Student Carnal, jetzt als Architekt, für mich im Kloster Eberbach plante. Ich hatte ihm versprochen, eine Serie Zeichnungen zum Thema ‚Mönchsphantasien‘ für die Basilika anzufertigen. Die Serie wurde fertig, die Ausstellung aber kam nicht zustande, weil der Geschäftsführer ausgetauscht wurde. Dieses Versprechen hielt mich tagsüber im Atelier fest, während Barbara erwartete, dass ich ihr zu Hause psychischen Beistand leistete. In dieser Zeit fuhr ich sie – wenn sie nicht mit dem Taxi mitkam – zur Uniklinik. Das bedeutete für mich immer eine lange Wartezeit. Durch ihren Haarausfall bedingt brauchte sie eine Perücke, die wir in einem Friseurgeschäft in Mainz anfertigen ließen.

So ausgestattet nahm sie teil an einer Fahrt des Kulturkreises Wörrstadt nach Masuren, bei der ich aus beruflichen Gründen nicht mit konnte. Bei ihrer Rückkehr geschah etwas, das sie befriedigte. Sie wünschte, dass ihre Erkrankung im Dorf nicht publik würde. Deshalb musste sie vor der Geschwätzigkeit einer Nachbarin geheim gehalten werden. Als wir im Nachbarort aus dem Fischladen traten, stand sie plötzlich vor uns „Ach, du hast ja eine ganz neue Frisur“. „Ja die habe ich mir in Polen machen lassen“. Damit war der Fall erledigt. Die jährlichen Nachuntersuchungen verliefen günstig, so dass wir weiter unsere Auslandsfahrten fortsetzen konnten. Das Gefühl, wie wir beide zusammen im Clio – später im Dacia – durch die Landschaften fuhren, wird mich mein Leben lang begleiten.

Immer, wenn wir eine weitergehende Fahrt nach Frankreich planten, landeten wir zunächst bei Sonia für ein paar Tage, an denen sich irgendwelche Ereignisse einstellten. Vielleicht war der Anlass auch eine Ausstellungseröffnung in ihrem Garten. Verschiedene Male sind wir von hier in die Auvergne gefahren. Dort hatten wir beim ersten Mal in Dienne das Hotel gefunden, bei dem wir auch später blieben. Vom Hotel war es nicht weit zum Pas de Peyrol, bei dem es einen Parkplatz gab. Ein häufig begangener Weg ging hinauf zu dem Kegel des Puy

Mary ca. 1500 Metern ü. M. Bis zum Gipfel waren es vom Parkplatz nur zweihundert Höhenmeter, aber sehr steil. Eine andere Wanderung vom Pass aus mussten wir wegen eines Gewitters abbrechen. Wir konnten aber auch hinter dem Hotel direkt hochsteigen. Da gingen wir allerdings nicht auf einem markierten Weg, sondern wir kamen durch Weidegebiete, in denen man schauen musste, dass unter den Kühen kein kampfbereiter Stier war.

Einen gewagten Weg quer Beet nahmen wir bei trübem Wetter auf der anderen Seite der Straße, auch durch Weidezäune, bis wir oben auf einen beschilderten Weg kamen, der uns zu einem Ausguck führte, von dem man weit entfernt in der Tiefe unser Hotel liegen sah. Wir hatten andere Wanderer getroffen, die hier oben mit uns den kalten Wind teilten. Wir gingen dann weiter nach Süden, umrundeten den Bergkegel des Puy Griou, den Barbara nicht mehr besteigen wollte, also wandten uns von dort dem Rückweg zu. Ich weiß noch, dass wir am Schluss einen schlüpfrigen, von Rinnsalen begleiteten Steilhang hinunter mussten.

Vom Pas de Peyrol führte eine Straße westlich nach Salers, bekannt durch seine Rinder. Die kleine Stadt wirkt trist und grau, weil sie durchweg aus Vulkangestein gebaut ist. Während wir dort waren, hörten wir von kleinen politischen Turbulenzen in Deutschland. Leider gab es in Salers lediglich ‚Bild‘ als Informationsquelle. Demnach hatte Frau Däubler-Gmelin sich erlaubt, die Politik von George Bush-Junior mit der der Nazis zu vergleichen, was typischerweise einen Sturm der Entrüstung im bundesdeutschen Blätterwald verursachte. Sie ist dann, um dem Toben nachzugeben, zurückgetreten.

Eine der Fahrten in die Auvergne diente dem Wiedersehen romanischer Kirchen, die wir auf unserer Romanik-Tour 1966 kennengelernt hatten. Sie alle haben eine für die Auvergne typische architektonische Besonderheit. Nicht nur sind sie durch Chorumgänge und viele Apsiden räumlich reich gegliedert, sondern der Vierungsturm hat beiderseits auf dem Querschiff einen kubischen Zwischentrakt, der sich innen mit einem Bogen absetzt. Dies wirkt wie eine Zwischenschicht, deren Lichteinfall das Raumerlebnis zusätzlich bereichert. An die stark farbige Gestaltung der Pfeiler von Issoire hatte ich mich nicht mehr erinnert. Aber befriedigt haben mich die erneuten Begegnungen von Notre Dame du Port in Clermont-Ferrand, St. Julien in Brioude und St. Nectaire das mir immer als reinste Ausprägung der Romanik vorkam.

Aus Sympathie mit dieser Kirche wollten wir hier übernachten, fanden aber nichts, deshalb fuhren wir ein Stück nach Süden und kamen zu einem Hotel in Besse-en-Chandesse, das sich später umbenannte in Besse-et-St.Anastaise. Von hier machten wir eine Wanderung zum Puy de Sancy, dem mit 1885 Metern höchsten Berg der Auvergne. Als wir morgens in Richtung Super Besse losgingen, fanden wir uns plötzlich umringt von einer Herde Schafe. „Du musst schnell ein Foto davon machen“ und so geschah es. Barbara hat ein Poster davon anfertigen und es rahmen lassen. Daran erfreue ich mich, sooft ich es sehe. Nach der Begegnung mit den Schafen versuchten wir unseren Weg zu finden, der über weite, einer Prärie gleichende Höhen an Felsabbrüchen vorbei führte. An einer Stelle dieser Weite ergab sich ein Foto mit einem winzigen Haus am Horizont und dem bleichen Mond am blauen Himmel mit einem geradezu surrealen Charakter. Allerdings war der Weg am Anfang gestört durch Bautätigkeiten mit denen der Wintersport vorbereitet wurde. Danach war es eine weite Wanderung. Der letzte Anstieg nach dem ohnehin kraftraubenden Weg war ein steiler Stufenweg, den Barbara nicht mitgehen wollte. Aber der Rückweg zum Fußpunkt des Gipfels ging von dort an auch noch mal zu einem Grat hinauf, bis er in einem allmählichen Gefälle ins Tal hinab führte.

Um noch eine andere Gegend kennenzulernen, fuhren wir ein Stück nach Südwesten. Von Condat aus hatte ich auf der Karte rechts und links des langgestreckten Gewässers Rhue je eine Straße gesehen. Wir folgten der kleineren, in der Annahme, dort vielleicht ein still gelegenes Hotel zu finden – allerdings ohne Erfolg. So landeten wir schließlich in Champ-sur-Tarentaine-Marchal in einem angenehmen kleinen Hotel mit guter Küche. Von den Wanderungen, die wir hier unternahmen, ist mir eine in Erinnerung, die uns durch die Ortschaft Montboudif führte, wo wir ein geräumiges Bauernhaus sahen, aus dem George Pompidou stammte. Am Ende des Wegs mochte ich nicht auf ein paar Schwimzüge verzichten, nur hatte ich danach Schwierigkeiten, im flachen Wasser auf einem Stein stehend – um nicht noch einmal die Füße schmutzig zu machen – die Hosen zu wechseln. Barbara musste wegen Kreuzbeschwerden den Dorfarzt und Physiotherapeuten aufsuchen – er war ein Unikum und mit allen per Du. Er verhalf ihr dazu, wieder schmerzfrei zu gehen, was wir im nahen Waldgebiet ausnutzten. So machten wir auch eine Fahrt nach Bort-les-Orgues mit den schwarzen Basaltsäulen in einer Art Felsüberhang. Man

konnte einer kurvigen Straße nach oben folgen und fand hier eine Wegstrecke mit schöner Aussicht.

Bereits 1966 hatten wir Le Puy kennengelernt. Es hat seitdem von seiner Faszination nichts eingebüßt. Es ist mir rätselhaft, wie man es fertig gebracht hat, auf die steilsten Basaltgipfel noch eine ganze Kathedrale zu stellen. Erst recht ist erstaunenswert, wie auf einem schmalen hohen Kegel über den Steilhängen noch die Kapelle St. Michel d'Aiguilhe errichtet werden konnte. Vielleicht war es ja der unbedingte Wille, Glaubenskraft zu demonstrieren, auch eine überdimensionierte Madonnen-Statue auf einem der steilen Zähne zu errichten. Im Gegensatz zu diesen im wahrsten Sinne herausragenden Ereignissen ist die Basilika in Conques in ihrem Dorf in ein walddreieches Tal eingebettet. Spannend beim Näherkommen ist das figurenreiche Portal mit Himmels und Höllendarstellungen! Conques war uns in der Kunstgeschichte immer als glanzvolles Beispiel der Hochromanik genannt worden.

Dordogne – Les Arques – St. Cirq – Moissac – Montauban – Issigeac

Immer in der Zeit um Barbaras Geburtstag, Anfang April, konnte sie sich eine Fahrt wünschen, und so folgten wir wie 1966 noch einmal dem Weg an der Dordogne entlang. Typisch immer noch die Ortschaften, die an die Felsen gebaut sind oder unter Felsüberhängen Schutz suchen. Dem entsprechen die Höhlen, die in vorgeschichtlicher Zeit als Wohnorte dienten. Eine Höhle, die wir wiedersehen konnten, war die von Lascaux, allerdings diesmal einen Nachbau in der gegenüber liegenden Ortschaft Montignac, der so genial gemacht war, dass er das Original total ersetzt. Wüsste man es nicht, man würde die Kopie für das Original halten.

Auch an der Dordogne liegt Sarlat. Damals hatten wir durch einen Verwandten der Familie Heuzey eine sehr kenntnisreiche Führung, weil er mit der Sanierung der mittelalterlichen Stadt betraut war. Unter den Wanderungen und Spaziergängen war einer mit einer besonderen Begebenheit. Wir waren in einer Ortschaft auf einer Anhöhe jenseits der Brücke über die Dordogne und hatten uns auf Stühlen eines Cafés niedergelassen, als plötzlich quer über den Platz ein kleiner Hund angeschossen kam und mir direkt auf den Schoß sprang. Es war nach dem Erlebnis auf Korsika das zweite Mal, dass ein Hund so reagierte. Sollte es an meinen Ausdünstungen liegen, müsste die kleine Promenadenmischung mich schon jenseits des Platzes gerochen haben.

Auf dem Wege nach Cahors kamen wir an dem kleinen Dorf Les Arques vorbei, in dem Ossip Zatkine lange Jahre gearbeitet hatte. Neben dem großen Zatkine-Museum in Paris gibt es auch hier eine überschaubare, aber das ganze Lebenswerk umfassende Sammlung. Neben den frühen streng kubistischen Arbeiten fallen die späten mit ihren unruhigen, sich in kleinen Formen verlierenden Werken doch ab. Nicht nur das Museum mit Werkstatt-Charakter ist sehenswert, sondern daneben auch die kleine romanische Kirche mit ihren Konchen. Es war regnerisch unterwegs, und es regnete auch in Strömen, als wir in Cahors ankamen. Bei dem kühlen Wetter hatten wir keine Lust auf eine Stadtbesichtigung, sondern gingen in eine Kneipe voller junger Leute und bestellten uns unter neugierigen Blicken einen Cognac.

Wir hatten vor, in der Gegend zu übernachten und fuhren eine längere Strecke am Lot entlang, bis das Wetter wieder besser war. Aber verschiedene Hotels in

denen wir nachfragten, hatten im April noch nicht geöffnet. Schließlich fanden wir eine Unterkunft mit dem seltsamen Namen St. Cirque-la-Popie. Von hier unternahmen wir zwei längere Wanderungen, auf der Höhe durch ein Waldgebiet die eine, unten im Flusstal die andere. Bemerkenswert war, dass das Ufer des Lot auf lange Strecken für die Treidler planiert war. Dazu waren die Felswände abgesprengt, bzw. abgeschlagen worden.

Die Fahrt nach Souillac unternahmen wir, weil uns aus der Kunstgeschichtsvorlesung die romanische Pfeilerfigur des St. Pierre in Erinnerung gewesen ist. Das ist neben dem Portal eine sehr spannende überlängte Relieffigur mit scherenartig überkreuzten Beinen. Möglicherweise vom selben Bildhauer gibt es eine ähnliche Petrusgestalt an einem Portalpfeiler in der Abtei von Moissac, neben einer Reihe ähnlich gearbeiteter Figuren von Propheten in quadratischen Pfeilern. Dieser Kirche angeschlossen ist ein ausgedehnter Kreuzgang mit einer weiten Grünfläche. Als wir dort waren, feierte man Palmsonntag, den Feiertag vor Ostern. Der Kreuzgang war dicht gedrängt von Gottesdienstbesuchern, die haufenweise herein strömten, alle mit Palmwedeln in den Händen. Die ließen uns keine Chance, noch ins Freie zu gelangen. So waren wir genötigt, die ganze Feier mit anzuhören und konnten ausgiebig den Kreuzgang anzuschauen.

Als wir wieder frei atmen konnten, setzten wir die Fahrt nach Montauban fort. Dies ist die Stadt, aus der der Maler Jean Auguste Dominique Ingres stammte, dem ein großes reich bestücktes Museum gewidmet ist. Es enthält zahllose Ölgemälde, darunter viele Portraits und zarte Zeichnungen. Er steht mit seiner klassischen Malerei in der Nachfolge von Jaques Louis David, ist aber weniger pathetisch und liebt minutiös gemalte weibliche Akte. Neu war für uns, dass auch der Bildhauer und Rodin-Schüler Bourdelle von hier stammt, wie man an einigen Statuen im Museum kennenlernen konnte. Wenn Barbara den südfranzösischen Dialekt mit dem rollenden, kehligen ‚R‘ imitieren wollte, nannte sie immer den von Montauban.

In der Nähe von Issigeac hatte seit den sechziger Jahren einer der Söhne der begüterten Familie Heuzey einen Bauernhof mit Schafzucht. Thierry hatte beim Abitur zufällig von einem Kurs für Schafzucht gehört, daran teilgenommen und hatte damit seinen Beruf gefunden. Barbara war während ihrer Aupair-Zeit mit ihm befreundet gewesen. Ihn, der so alt war wie wir, wollten wir noch einmal

besuchen. Schon während unserer Romanik-Fahrt 1966 waren wir bei ihm und seiner Familie gewesen. Die Erinnerungen an damals waren noch lebendig. An der Hausecke unter dem Dachüberstand hatte sich ein großes Hornissennest gebildet. Dagegen gab es im Inneren viel aggressivere Tierchen. Wir schliefen im Dachspeicher, zu dem man über eine Stiege kam. Da oben gab es auch eine frei im Dachraum stehende Toilette. Wenn man darauf saß, sobald man die Kleidung runter zog, kamen die Flöhe angesprungen. Aber nicht nur dort musste man sich ihrer erwehren, sondern auch vor dem Schlafengehen in den Bettlaken Jagd auf sie machen. Diesmal war es allerdings ein kurzes Wiedersehen mit Thierry und seiner Frau. Statt eines gemeinsamen Kaffeetrinkens machten wir nur einen Spaziergang mit ihm zu seinen Schafen und verabschiedeten uns danach. Wir hatten in der Nähe ein von Holländern betriebenes Hotel gefunden, von wo aus wir noch einen anderen Besuch machten. In der Umgebung hatte sich die Tochter meines Kollegen Humpert niedergelassen und lebte mit ihrem Mann von der Herstellung kostbarer Seifen, die sie auf Märkten verkaufte. Eine sehenswerte Markthalle – aus Eichen mit allenthalben sichtbarer Konstruktion als großes Quadrat erbaut — fanden wir in dem Städtchen Villereal. Aufgefallen ist uns, von wie vielen englischen Touristen die Gegend bevölkert war.

Der Süden Frankreichs - Katharerburgen

Wie immer waren wir ein paar Tage bei Sonia Rex geblieben. Diesmal war Marcigny wieder ein Startpunkt für eine Fahrt nach Süden, für die wir zunächst die Autobahn nahmen, vorbei an den Städten der Auvergne bis nach Millau und von dort unter der neuen Autobahnbrücke hindurch weiter über Roquefort bis nach Albi. Wir fanden ein Hotel, in welchem man auch gut speisen konnte. Das war heute wichtig, denn es war Barbaras Geburtstag. Vorher und am nächsten Morgen hatten wir noch die Gelegenheit, die Stadt und das Toulouse-Lautrec-Museum zu besichtigen. Dort waren einige der lebendigen Darstellungen seiner Damensalons wie auch Originale seiner berühmten Plakate zu sehen. Albi hatte mich immer interessiert als eine Festung mit Mauern und starken Rund-Türmen, mit denen die Katharer und Albigenser der Übermacht von König und Papst trotzten, bis sie untergingen.

Unsere Fahrt ging weiter nach Toulouse, um es nach so langer Zeit seit 1966 wieder zu sehen. Ich war neugierig, ob mein Eindruck von Skulpturen von damals noch stimmte. Gesichter aus gebranntem Ton in Kapuzenfiguren waren mir damals wie Totenmasken vorgekommen. Aber ich musste jetzt diesen Eindruck korrigieren. Nach wie vor begeisterten dagegen die fein ausgearbeiteten figürlichen romanischen Kapitelle mit einer – wenn auch wenig vorteilhaften – Aufstellung auf im Raum verteilten Sockeln. Unser Reiseziel waren die den Pyrenäen vorgelagerten Katharer-Burgen. Auf dem Wege dorthin machten wir Station in Limoux, um die zerklüftete Gegend mit entlegenen Weilern kennenzulernen. Aber die Rundfahrten brachten noch keinen Erkenntnisgewinn gegenüber den grandiosen Eindrücken der nächsten Tage.

Wir fuhren auf der gut ausgebauten D117 im Tal an einem Fluss entlang, als wir links von uns auf Bergrücken in beträchtlicher Höhe Burgruinen thronen sahen. Wir bogen in der Ortschaft Laury ab und folgten der Straße in Biegungen bergauf, kamen über einen Pass und trafen auf der anderen Seite auf das Dorf Cucugnan. Hier quartierten wir uns ein, um ein paar Tage zu bleiben.

Die nächstliegende Burg war Quéribus, die man schon unten aus dem Tal heraus gesehen hatte. Man erreichte sie, wenn man bis zu dem Pass hinauf fuhr und noch ein Stück höher zu einem Parkplatz. Dann begann die Kletterei über unzählige Stufen durch viele offene Räume bis hin zu einem kolossalen

geschlossenen Block, der an höchster Stelle waghalsig auf einem schmalen Felsrücken stand. Möglich, dass der als Wohnturm und Ausguck diente. Wie hier die Felsstruktur zu Bauelementen wurde und Steinschichtungen mit Mauern verzahnt waren, begeisterte uns immer wieder neu. Und dann die unvergleichliche Aussicht in die Ferne bis hin zur Ahnung des Pyrenäenkamms und steil hinab ins Tal, 500 Höhenmeter bis zu der Straße, auf der wir gekommen waren.

Von Cucugnan starteten wir auch zu Fuß einen Rundweg in Richtung Burg, ohne aber ganz hinauf zu laufen. Stattdessen mussten wir unbedingt die Burg Peyrepertuse besuchen, die über die Straße auf der anderen Seite des Passes erreichbar war. Unterhalb lag ein großer Parkplatz, von dem man schon steil bergauf gehen musste. Der Weg wurde immer steiniger und führte über Felsbrocken. Ich beobachtete einen Mann, der versuchte in Sandalen zum Ziel zu kommen. Die Burg bestand aus mehreren auf einander folgenden Abschnitten, die dem Bergverlauf entsprechend sich von unten nach oben aneinander reihten. Auch hier das Erstaunen mit welcher Mühe und Erfindungskraft solche Bauwerke errichtet wurden, um unangreifbar zu sein. Und doch wurden die Verteidiger ihres Glaubens bezwungen durch Belagerung und Aushungern von den Heeren des Königs und des Papstes. Das wurde uns deutlich angesichts der Ruine von Montségur, ein Stück westlich gelegen. Dies ist offenbar das Zentrum der Katharer gewesen, wo die letzten, um nicht in die Hände ihrer Feinde zu fallen, sich gemeinsam ins Feuer gestürzt haben.

Eine Besonderheit konnten wir von Cucugnan aus erleben. Auf der Landstraße unter der Burg Peyrepertuse herum, kam man nach Cubieres-s-Cinobie, wo eine enge Talschlucht, die Gorges de Galamus, begann. Auf der sehr schmalen Straße parallel zur Schlucht teils unter Felsüberhängen und durch Tunnels kam man zu einem Parkplatz. Von hier führte mehrere Hundert Meter, immer eng an die Felswand geklammert, ein Fußweg, durch Treppen ergänzt, bis zu einer teils unter die Felsen in einer Nische gebauten Einsiedelei, St. Antoine de Galamus. Für fromme Pilger war hier ein regelrechter Andachtsraum mit Kirchenbänken eingerichtet. Diese versteckte, von der Straße oberhalb kaum einsehbare, an den Felsen klebende Gruppe von Häusern war das Gegenteil der weithin auf den Felskuppen sichtbaren Katharerburgen.

Von Cucugnan machten wir einen Ausflug nach Carcassonne. Von dort hatte ich seit 1966 nur die mittelalterliche Festung in Erinnerung, die mit ihrer die Stadt umschließende doppelte Festungsmauer mit ihren plastischen Rundtürmen auch in Frankreich einmalig ist. Wir sind mit Vergnügen wieder in die engen Gassen eingedrungen. Vom Weg auf der Umfassungsmauer hatte man einen guten Überblick über die Hausdächer. Dass die Stadt nicht nur aus der Festung besteht, veranlasste uns, in das neue Carcassonne zu fahren. Hier parkten wir in einer Nebenstraße und konnten in einer mit Bäumen bepflanzten verkehrsberuhigten Straße flanieren. Schließlich fanden wir am Rande des Platzes mit dem Neptunsbrunnen ein Restaurant mit Außenstühlen.

In die Gegenrichtung zu Carcassonne machten wir eine Fahrt nach Colliure kurz vor der spanischen Grenze. Hier entdeckten wir neu das Château Royal, als Bastion direkt ans Meer gebaut, und ebenfalls am Meer eine Wehrkirche. Bereits 1905 waren die Fauve-Künstler Matisse, André Derain hierher gezogen, um zu malen. Man kann sich gut vorstellen, wie das blendende Licht und das gleißende Meer farbverstärkend wirkten. Später kamen auch Georges Braques, Raoul Dufy, Juan Gris und Pablo Picasso hier her. Wenn ich genügend Zeit gehabt hätte, würden mich die starken Kuben der Burgen zum Zeichnen gereizt haben.

Der Rückweg aus der Gegend der Katharer-Burgen ging über die ehemalige Zisterzienser-Abtei ‚Fontfroide‘ aus dem 12./13. Jahrhundert. Wir hatten davon gehört, dass sie unbedingt besichtigt werden müsse. Wir fuhren quer durchs Land und fanden sie inmitten von bewaldeten Hügeln, direkt an einem Fluss, und schon durch ihre ausgedehnte Anlage sehenswert. Das Längs- und Querschiff in klassischer Romanik mit einem großen Innenhof, umgeben von Tagungshöfen, und einem direkt an die Basilika angeschlossenen Kreuzgang. Hier enden die Eindrücke vom Süden Frankreichs. Von da ging die Fahrt zur Autobahn vorbei an Beziers nach Norden über die neu errichtete große Talbrücke bei Millau.

Wie immer fanden wir bei Sonia Rex nach einer längeren Strecke einen ruhigen Platz. Wir tranken auf der kleinen Terrasse über dem Garten einen Apéro mit ein bisschen Gebäck, freuten uns an den Blumen und am Spiel der Katzen.